Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchen es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friederichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blatts möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wochenblatt „ULK“, der illustrirten Montags-Beilage „Reigen“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Gesellschaft“ und den Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft vierteljährlich 3 Mark 25 Pf. Ausland excl. Postaufschlag; bei direkter Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin und monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friederichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 99. Berlin, Donnerstag, den 23. Februar 1893. XXII. Jahrgang.

Nach Uganda.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

(†D) **Lager bei Häuptling Mumia in Kavirondo,** 15. November.*)

Wir sind vorgestern hier angekommen und werden morgen den augenblicklich sehr tiefen und sehr reißenden Nsoiafluß, der sich in den Victoria Nyanza ergießt, zu überschreiten haben, um alsdann die Reise durch Samia nach Usoga fortzusetzen. Obwohl wir unsere Esel und das Rindvieh hier zurücklassen, wird es unmöglich sein, um die 600 Mann und die Lasten mit dem einzigen vorhandenen und etwas lecken Boote hinüberzusetzen; ich gehe morgen früh mit unserem vortrefflichen Karawanenführer, dem „Kirongozi“ Martin, voraus, um das Lager auf dem rechten Ufer aufzuschlagen. Wir hätten es für die nächsten paar Tage hier allerdings besser gehabt, denn auf der linken Seite des Flusses wohnt eine große Bevölkerung, die alltäglich große Quantitäten von Lebensmitteln auf den Markt bringt. Nach den 25 mageren Tagen durch unbewohnte Gegenden, durch Urwald, mannshohes Gras und Sumpf, freut man sich, die Hunderte von schwarzen Männlein und Weiblein um sich herum wimmeln zu sehen, selbst wenn sie Einem mit der Zeit recht lästig werden, denn sie wollen Alles besehen, betasten, beriechen und schmecken.

Aber sie bringen Kartoffeln, Mehl, Honig, Hülsenfrüchte aller Art, Eier, Hühner, Bananen, Oelfrüchte, Hirse, Ziegen und Schafe, Tabak, Hanf u. s. w. zum Verkaufe, und es hat sich seit unserer Ankunft ein Tohu Wabohu-Lagerleben hier entfaltet, das man unmöglich beschreiben kann. Sudanesen, Somalis, Eingeborene aus Unjoro, aus Usoga, Wakavirondos, Bagandas, Massais, Suahilis, Hindus, Wakuavis, Manjemas, Alles wimmelt im Lager durch einander, dazu das Rindvieh aus allen Gegenden, die Esel, die sich umherreiben, Schafe, Ziegen, europäische und halbwilde Hunde, und das Gekreisch der Papageien. Auch alten Egypten begegnen wir, die, von Wadelai kommend und grau- und weißbärtig geworden, nun dem Machdi entlaufen sind, um via Kavalli, Uganda und Zanzibar ihre Heimath wieder zu erreichen, die sie als junge bartlose Männer seiner Zeit mit Sir Samuel Baker verlassen haben. Hier wird Elfenbeinhandel zwischen dem eingeborenen Häuptling und einer soeben angekommenen Suahili-Karawane getrieben, dort wird Hirsemehl abgewogen und in Ziegenhäuten verpackt, für die Karawanen, welche nach dem Elgongebirge, nach dem Sukgebiete oder dem Rudolfsee (Basso Narok) ziehen, um Elfenbein zu holen. Dazu das Feilschen der Weiber, als da sind Araberinnen, die als Konkubinen der Elfenbeinhändler mitgezogen sind, und die sich hier als Bekleidung mit einem einfachen Baumwollzeugtuche begnügen, während sie in Zanzibar, mit Sammt, Seide und Brokat bekleidet, mit Juwelen und Goldspangen behängt sind, sich auf den flachen Dächern von der Abendsonne bescheinen lassen und von den süßen Datteln ihrer Heimath träumen; junge, kaum erwachsene, jedoch schon längst vergebene Mädchen aus Nubien, ein aus Uganda-Baumrinde geklopftes Stück Zeug um die Lenden geschlungen, den schöngeformten Oberkörper unbekleidet, breite Eisenbeinspangen und Ringe um die Fuß-, Hand- und Armgelenke befestigt, das Haar in Hunderten von fußlangen, fettstrießenden, ockergefärbten Zöpfchen um den Kopf herumhängend, Massawweiber mit Arm- und Beinschienen aus starkem, ½ Centimeter dickem polirten Eisendraht, jedes derartige Instrument 6—10 Pfund wiegend, in den Ohren Messingscheiben vom Durchmesser einer großen Orange, eine gegerbte Kuhhaut um den Unterkörper geschlungen, Wakuavweiber, Wandorobbos, befreite Sklavinnen aus Kavirondo und aus Usoga, die wir von der Küste in ihre Heimath zurückbringen, und die für die nächsten zwei Tage noch civilisirt, das heißt mit einem Tüchelchen bekleidet, einherstolziren, um dann ebenfalls wieder nackt zu gehen.

Die gesammte weibliche Bevölkerung von Kavirondo geht — mit Erlaubniß zu sagen — splitterfasernackt, doch in einer solchen tiefdunklen Nachtheit, daß sie auf den Europäer nicht sehr auffallend und keineswegs empfindlich wirkt, aber sie wirkt empfindlich unangenehm bei alten, grauen, zahnlosen, rothäugigen, runzligen, faltigen, buckligen Weibern, die am besten thäten, bei derlei Gelegenheiten, wie unser Jahrmarkt sie bietet, zu Hause zu bleiben. Dagegen ist ein junges vollbusiges zierliches Kavirondo-Mädchen auch in seiner Nacktheit graziös. Mit der einen Hand das kleine Binsenkörbchen mit Hirsemehl auf dem Kopfe stützend, die andere Hand in nonchalanter Weise nach hinten haltend, stellt es sich mit seinen Gespielinnen keck vor meinen Zelttisch hin, um das Innere des Zeltes, das Bett, die Koffer, Stuhl, Waschgefäß, Uhr, Laterne u. s. w. zu besehen, und wenn es sich sicherend satt gesehen, niederzukauern und die gleiche Beschäftigung fortzusetzen. Glückliches Völchen! Mit einer einzigen Schnur recht werthloser rosafarbiger Perlen sind sie zufriedengestellt und eilen lächernd davon. Mit etwas sind die Frauen doch bekleidet. Sie fertigen aus Gras ganz feine Schnüre, die sie zu einem Büschel in Größe und Stärke eines Fliegenwedels zusammenbinden; einen solchen Fliegenwedel befestigen sich verheirathete Weiber mit einer dünnen Perlenschnur um die Hüften, und dieser „Schmuck“ hängt hinten herunter und macht einen unkomischen Eindruck. Ich habe mehrere solcher sehenswerthen Tournüren der Kavirondo-Weiber gekauft und werde sie Ihnen gelegentlich zusenden. Mitunter — das heißt nur die verheiratheten Frauen und auch diese nur zu gewissen zukunftsfreudigen Zeiten — tragen sie auch kleine Schamläppchen, genau zwei Finger breit und etwa fünf bis zehn Centimeter lang, ebenfalls mit Perlenschnüren, Kaurimuschelbändern und dergleichen um die Hüften befestigt. Auch von diesen Kleidungsstücken, sowie von dem Halsschmucke, der in getrockneten Beeren besteht, und den man im Allgemeinen nur selten sieht, habe ich Einiges käuflich erworben. Sie können sich den Spektakel, den Hunderte solcher Kavirondomädchen, die alle verkaufen und alle Perlenschnüre haben wollen, nicht denken, und ich finde es schwer, belagert wie ich bin, und bei 32 Grad Celsius im Schatten meines Zeltes, zu schreiben; ich konnte mich auch sehr schwer dazu entschließen, giebt es doch so viel des Interessanten zu beobachten.

Auch die männliche Bevölkerung von Kavirondo geht meist ganz nackt. Wohlhabende Männer und Jünglinge hängen sich ein Schurzfell aus Kuhhaut über den Rücken. Während sich die Massais und Wakuavis der Beschneidung unterziehen, existirt solche bei den Wandorobbos und Wakavirondos nicht. Als Waffe habe ich bei den Wakavirondos nur schwache kurze Stoßspeere gesehen, höchst selten gürten sie ein von den Wakuavis oder Wandorobbos eingetauschtes Schwert um. Kaurimuscheln, auf rohlederne Streifen aufgenäht, sind beliebt und werden von den Männern um den Hals getragen. Auch schleifen sie Flußpferd-Zähne zu mondsichelförmigen dünnen Scheiben ab, die sie sich mit einer Schnur an der Stirne befestigen, ähnlich wie unsere Damen Mondsicheln aus Brillanten zusammengesetzt im Haar tragen. Kleinere solcher Mondsicheln, aus Flußpferdzähnen beinahe bis zur Durchsichtigkeit geschliffen, lieben sie am Oberarm und am äußeren Theile des Oberschenkels zu befestigen. Schellen, wie die Massais sie tragen, habe ich nicht bei ihnen bemerkt. Ihre Musikinstrumente bestehen aus Flöten, Schalmeien und aus einer fünfsaitigen Laute, zu deren Tönen sie sowohl singen als auch tanzen.

Hier in Mumia haben wir den Arzt der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft in Uganda getroffen, der krank zur Küste zurückkehrt und meine Briefe mitnimmt. Außerdem trafen wir zwei Herren, die ihn bis hierher brachten und nun nach Uganda, bezw. nach Usoga zurückkehren. Es sind dies ein englischer Missionar aus Uganda, Mr. Ash, und ein junger Landsmann von mir und Bekannter seit 1889, wo ich ihn in Lamu traf, Herr Jätsch. Letzterer hat nach dem Tode des Barons Fischer, des Führers der Seeexpedition des Antisklaverei-Komitees, seine Stellung verloren, ist in die Dienste der britisch-ostafrikanischen

*) Siehe Nr. 73 des Berliner Tageblatts, Morgen-Ausgabe vom 9. d. M.

Das Testament des Herzogs.

Roman in zwei Bänden

[15. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Ludwig Habicht.

Endlich, endlich vernahm ihr angestrengt lauschendes Ohr Hufschlag und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung hob sich ihre Brust. Wenige Minuten später trat Edmund ein.

„Verzeihe, Mama, daß ich Dich warten ließ,“ sagte er, ihre Hand küssend, „es geschah halt gegen meinen Willen, Zaire hat mich, ohne daß ich darauf achtete, den Weg nach Richmond gezeigt, und als ich es gewahr ward, konnte ich der Sehnsucht nicht widerstehen, das liebe alte Schloß, in dem ich so viele gute Tage verlebt, wiederzusehen.“

„Für einen Ritt nach Richmond und zurück hast Du sogar sehr schnell wiedergekehrt,“ antwortete die Marquise, indem sie ihre Augen mit mütterlichem Stolze auf dem Gesicht des Sohnes ruhen ließ, der einen ganzen Strom frischer Waldluft mitgebracht zu haben schien; „ich habe mich auch nicht um Dich geängstigt, Zaire ist sicher und wer sollte Dir hier etwas zu Leide thun? Ich wollte nur gern etwas mit Dir besprechen.“

„Du mit mir?“ fragte Edmund verwundert; er war immer noch nicht mit sich einig geworden, ob er seiner Mutter etwas von den Mittheilungen des Sekretärs sagen sollte oder nicht.

„Geht es Dir nicht auch so?“ fragte sie mit leisem Lächeln. „Griffet war bei mir.“

Wie von einer Natter gestochen, fuhr Edmund aus dem Stuhle auf, in den er sich niedergelassen. „Wie, der freche Patron hat, nachdem ich ihn aus dem Schlosse gewiesen, es gewagt, dahin zurückzukehren? Er ist bis zu Dir gedrungen?“

„Ich habe diesem Griffet nie recht getraut.“

„Der Herzog hielt große Stücke auf ihn,“ versetzte die Marquise.

„Er ist sehr brauchbar, sehr geschäftserfahren, das wird auch den jungen Herzog bestimmt haben, ihn in seinen Diensten zu behalten, es ist aber jetzt meine Pflicht, ihn zu warnen.“

„Ueber Alles die Pflicht, Du thust recht daran,“ versetzte die Marquise, indem sie sich stolz erhob, „und nun, mein Sohn, gieb mir den Arm und führe mich nach meinem Schlafzimmer.“

„Du bist leidend!“ rief der Marquis erschrocken; „jetzt erst sehe ich, wie bleich Du bist!“

„Ich bin nicht krank, nur müde, sehr müde,“ erwiederte sie mit einem unbeschreiblich rührenden Lächeln um den blassen Mund.

Edmund geleitete sie in ihr Schlafgemach; als er zurückkehrte und später beim Abendessen allein im Speisezimmer saß, erschien ihm der so wohnlich eingerichtete Raum öde und kalt. Zum ersten Male beschlich ihn eine Ahnung, daß das Herz seiner Mutter, das einzige, das auf Erden voll Liebe für ihn schlug, vielleicht bald still stehen könnte für immer.

Wahrlich, es verlohnte sich für ihn, den Einsamen, nicht, einer Herzogskrone nachzujagen.

VI.

Herzog Eustach von Richmond stand im Morgenanzug in seinem Gewächshause und betrachtete mit der Miene eines Kenners eine seltene holländische Tulpe, welche während der Nacht ihren tiefrothen, weiß- und goldgesprenkelten Kelch erschlossen hatte.

Wer die hohe unverstellte Freude gesehen hätte, mit welcher der Herzog die Blume musterte, die mehr durch seine Sorgfalt, als durch die Kunst des Gärtners zur Blüthe gebracht worden war; wer gehört hätte, wie eingehend er mit dem letzteren über die Kultur der seiner Pflege anvertrauten Pflanzen sprach; wer ihn beobachtet hätte, mit welch liebevollen Blicken er dann in dieser grünen Treppenwelt dahinschritt, hier ein welkes Blatt von einem Lorbeerbaum entfernte, dort eine Blüthe von einem Myrthenbaum brach oder die Ranke einer Schlingpflanze bei Seite schob, damit kein Fuß sie nicht verletze, der würde schwerlich geglaubt haben, daß dies derselbe Mann sei, dessen frevelnde Hand, von Habsucht geschickt, die Brandfackel in das Todtengemach seines Oheims geschleudert.

Eustach war ein leidenschaftlicher Blumenfreund.

Eustach stand im Begriffe nach Alberville zu reiten, und in seiner rosigen Stimmung erschien es ihm heute ein Leichtes, das immer noch spröde Herz der holden Espérance endlich zu besiegen; heute, so hoffte er zuversichtlich, würde es ihm gelingen, den Verhaßten auf seine Lippen zu drücken. Espérance hatte eine die Tulpe genannt, die ihren Kelch diese Nacht erschlossen, seiner Kunst und Beharrlichkeit war es geglückt, dieses Wunder zu bewirken, sollten ihn diese beiden Hilfsmittel, die ihm bei den Frauen schon so oft zum Ziele verholfen, ganz allein bei dieser herben Mädchenknospe ihre Hilfe versagen?

„Mädchen und Blumen,“ dachte er, „gleich an Duft und Schmelz, an Süßigkeit und schneller Vergänglichkeit, aber wie verschieden in der Art und Weise, sie zu behandeln. Die Blumenzucht hat ihre Regeln, bei den Frauen ist das Unerwartete, das Ueberraschende die Regel. Man lernt nie aus bei ihnen, und darin liegt eben ihr größter Reiz. Weil meine süße Espérance für mich noch eine festverschlossene Knospe ist, weder dem Regen, noch dem Sonnenschein zugänglich, deshalb fesselt sie mich so unwiderstehlich, deshalb werde ich nicht rasten und ruhen, bis sie sich mir hingegeben, demüthig, wie es dem Weibe geziemt, in mir ihren Herrn und Meister erkannt hat.“

Seine Frisur war jetzt in Ordnung, und wohlgefällig musterte er seine Erscheinung im Spiegel; fester als je stand bei ihm die Ueberzeugung, daß keine Frau, auf die er es ernstlich abgesehen, ihm auf die Dauer widerstehen könne.

Gewissermaßen als ein Dämpfer auf diese Ueberhebung schlug aus dem Geschwätz des Kammerdieners, der allerhand Neuigkeiten und Klatschgeschichten von Richmond und Umgegend auskramte, ein Name an sein Ohr, der seit einigen Tagen einen recht unangenehmen Klang für ihn hatte.

„Jeanette wird nächsten Sonntag schon getraut,“ erzählte der Kammerdiener.

„Darum ist die alberne Dirne über Hals und Kopf aus dem Schlosse gelaufen,“ versetzte der Herzog mit verächtlichem Achselzucken, „was für einen Bauerntölpel heirathet sie denn?“

„O, Jeanette ist ja kein Landmädchen, ihr Vater war ein Handwerker in Palmiers, sie hat auch dort ein kleines Haus, und sie heirathet keinen Bauern, sondern den Herrn Sekretär Griffet.“

„Schweig!“ schrie ihn der Herzog an. „Habe ich Euch nicht verboten, den Namen des Schurken wieder zu nennen, den ich mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse gejagt habe.“

„Ich hätt's mir auch nicht unterstanden, wenn ich nicht gefragt worden wäre, wen Jeanette heirathet.“

„Da mußtest Du natürlich den Bräutigam nennen,“ lachte der Herzog, dessen gute Laune wieder die Oberhand gewann; „ich bitte mir aber aus, daß sich Niemand von Euch einfallen läßt, zur Hochzeit zu gehen.“

„O, die laden keinen von uns ein, die rechnen wohl auf vornehmere Gäste,“ schwatzte der Kammerdiener. „Fräulein Marie wird schwerlich kommen, aber der Herr Marquis von Bellame —“

„Bellame auf Griffets Hochzeit; was fällt Dir ein?“

„Nun er war ja wie ein Kind im Hause beim alten Herrn Herzog, erzählen die Leute hier, und da der Sekretär bei dem gnädigen Herrn auch einen Steinim Breite hatte, so wär's ja nicht unmöglich,“ erwiederte der Kammerdiener, „was sollte er anders in Schloß Mirepoir gemacht haben, als die Herrschaften einladen.“

„Griffet war in Schloß Mirepoir?“

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft 2c.“ Nr. 8.